

## **„Auf eine Tasse Tee“**

*Sie waren schon oft in China. Wann sind Sie zum ersten Mal mit unserem Land in Berührung gekommen?*

1994 saß ich in meinem Büro in der Bremer Universität, als das Telefon klingelte. Am andern Ende der Leitung war der Vertreter einer deutschen Stiftung in Beijing. Ob ich in den nächsten drei Wochen nicht nach Beijing kommen könne? Es sei dringend, hätten die chinesischen Partner gesagt, und ich solle ein Seminar abhalten und einen Bericht über Theorie und Praxis der deutschen Arbeitsgerichte geben.

Eigentlich hatte ich überhaupt keine Zeit. Es war mitten im Semester mit Vorlesungen, Sprechstunde für Studenten, Sitzungen, aber ich war noch nie in China. Solche Chancen sollte man sich nicht entgehen lassen, also verschob ich die Vorlesungen und sagte andere Termine ab.

*Und wie lief dann Ihr Seminar?*

Es fand in einem etwas altertümlichen Hotel statt, etwa 40 Teilnehmer, alle aus dem Arbeitsministerium oder von der Arbeitsaufsicht – wie man mir sagte. Ich gab einen Überblick über die deutschen Arbeitsgerichte. Und dann prasselten die Fragen auf mich ein. Wie wird ein Vergleich durchgesetzt, den beide Seiten vor dem Arbeitsgericht schließen? Wieviele Fälle erledigt ein Arbeitsrichter im Jahr? Verdient er mehr als ein Rechtsanwalt? Wie werden die ehrenamtlichen Richter ausgesucht? Ich kam mir vor wie im mündlichen Staatsexamen. Bei den allermeisten Fragen schimmerte eine Menge Vorwissen durch. Am nächsten Tag war dann eine Stadtführung, am übernächsten ein Ausflug zur Chinesischen Mauer – dann musste ich schon wieder nach Hause.

*Also für Sie ein ganz gewöhnlicher Abstecher in den „Fernen Osten“?*

Zunächst schien das so. Zwei Jahre später war ich wieder da, im Rahmen einer Delegation der Sozialdemokratischen Partei. Ich traf den Vertreter einer staatlichen deutschen Beratungsgesellschaft, die auch viel in China unterwegs ist. Und er sagte mir, er habe vor zwei Jahren einen Gesetzentwurf zu Arbeitsgerichten in China gemacht. Wir verglichen unsere Kalender: Er hatte seinen Entwurf ungefähr vier Wochen vor meinem Seminar

abgeliefert. Er hatte sehr stark auf die deutsche Situation Bezug genommen. Also war es bei meinem Seminar offensichtlich darum gegangen, mit Hilfe eines anderen deutschen Experten herauszubekommen, ob seine Informationen auch alle korrekt waren. Und das möglichst schnell und über eine andere Organisation, damit wir nicht etwa miteinander in Verbindung treten würden. Das fand ich eine sehr kluge Form der Organisation; unser Arbeitsministerium würde nie auf eine solche Idee kommen.

*Da hatten wir also einen Pluspunkt. Aber dachte man damals als Deutscher nicht doch, man sei eigentlich in einem Entwicklungsland?*

Viele haben sicher so gedacht. Aber unsere Delegation hatte dann noch ein Gespräch, das mir in Erinnerung geblieben ist. Wir trafen ein Mitglied des Politbüros, das für Organisation und Strategiefragen zuständig war. Zunächst gab es den üblichen Austausch von Höflichkeiten – das ist eine Form von Kommunikation, die ich wenig beherrsche; ich war froh, dass ich nur ein einfaches Mitglied der Delegation war. Dann kamen wir auf die Frauenquote zu sprechen: Bei der Sozialdemokratischen Partei und bei der Grünen Partei müssen mindestens 40 % aller Kandidaten bei Wahlen Frauen sein. Wie man diese Frauen gewinne, wollte er wissen. Wie würden sie es bewerkstelligen, neben Haushalt und Arbeit auch noch für den Gemeinderat zu kandidieren? Was würden die Männer sagen, wenn ihre Frauen plötzlich in der Zeitung erwähnt würden, sie aber nicht? Die Diskussion dauerte gut eine Stunde, und wir berichteten, dass die andern Parteien auch mehr Frauen als Kandidatinnen aufgestellt hätten. Und in den Kommunalparlamenten hätten dann die Öffnungszeiten der Kindergärten plötzlich einen sehr viel höheren Stellenwert bekommen als der Ausbau des Sportplatzes. Dann fragten wir ihn: Warum wollen Sie das eigentlich alles so genau wissen? Er meinte, es gäbe da zwei Gründe. Zum einen seien nur 19 % aller Mitglieder der KP Chinas Frauen, das sei zu wenig, da müsse man einiges ändern. Und zum zweiten seien Kommunalparlamente nur dann sinnvoll, wenn die wirklichen Probleme auf den Tisch kämen. Und da fand er das Kindergartenbeispiel besonders gut.

Das hat mich beeindruckt, weil ich mir keinen deutschen Minister vorstellen könnte, der ein solches Gespräch führt. Meist haben sie keine Zeit für einen wirklichen Gedankenaustausch, und wenn er doch mal zustande kommt, wollen sie immer nur ihren Gästen vermitteln, wie gut alles bei uns funktioniert. Vor ein paar Jahren hatten wir einen Arbeitsminister, der manchmal auch Besuch aus dem Ausland bekam. Als dieser sein Zimmer betrat, blieb der

Minister regelmäßig auf seinem Platz sitzen, verschränkte die Arme vor der Brust und sagte zu dem Besucher: „What do you want?“. Ich weiß es von einem Mitarbeiter des Ministeriums, der bei solchen Gelegenheiten immer dabei war. Ein solches Verhalten zeugt nicht gerade von Offenheit gegenüber Erfahrungen anderer Ländern; die verschränkten Arme sind geradezu ein Symbol. Das ist sicher ein Extrembeispiel, aber dass es so etwas überhaupt gibt, ist schon schlimm genug.

*Und hatten Sie auch negative Erfahrungen in China?*

Persönlich eigentlich nicht, aber das hängt damit zusammen, dass man zum Beispiel an der Universität kein Konkurrent für die Kollegen ist. Man steht außerhalb der internen Hierarchie und wird nicht in ihre Konflikte hineingezogen. Man erbringt seine Dienstleistung – in der Universität, im Ministerium oder wo auch immer – und dann verschwindet man wieder. Das bringt die Gefahr mit sich, dass man nur die positiven Seiten einer anderen Gesellschaft sieht, die „Schokoladenseite“, wie wir auf Deutsch sagen. Ähnlich ist es auch mit vielen chinesischen Studenten in Deutschland.

Einige Jahre später war ich bei einem Seminar einer deutschen Stiftung, an dem rund 30 chinesische Professoren teilnahmen: Juristen, Politikwissenschaftler, Historiker, Soziologen. Thema waren die Arbeitsbeziehungen in China und Deutschland. Wie üblich berichteten am ersten Tag beide Seiten über den jeweiligen rechtlichen Rahmen – irgendwie langweilig, denn das Recht hat in beiden Ländern eine sehr unterschiedliche Funktion. Da fragte mich ein chinesischer Kollege, ob ich denn nicht auch mal etwas Kritisches zu Deutschland sagen konnte. Nun hatte es gerade damals Arbeitsmarktreformen gegeben, die stark zu Lasten der Arbeitnehmer gingen, und das gefiel mir gar nicht. Also sagte ich sehr deutlich meine Meinung. Das war wie ein Dammbbruch: Nachdem ich meine „Philippika“ losgelassen hatte, begannen die chinesischen Kollegen über ihre Verhältnisse zu schimpfen: Nichts hätten sie zu sagen, die chinesischen Werktätigen, ihre Rechte seien das Papier nicht wert, auf dem sie gedruckt seien. Es gebe Streiks und Betriebsbesetzungen, aber auch Straßen würden blockiert und sogar Eisenbahnlinien. Einer hätte zu Hause eine Bombe zusammengebastelt, um damit die Fabrik in die Luft zu sprengen.

Ich hatte keinen Grund, an der Richtigkeit dieser Aussagen zu zweifeln. Es gab also Probleme im Land, zu denen ich nicht viel sagen konnte. Ich wusste und weiß ja auch nicht, was

Einzelerscheinungen sind und was Ausdruck struktureller Konflikte. Aber wenn die Probleme in dem Geist angegangen werden, den wir bei unserem früheren Gespräch kennen gelernt hatten, müsste es eigentlich eine gute Lösung geben.